

# BUCHBESPRECHUNGEN

## Bildbände

*Gallistl, Bernhard:* Die Bronzetüren Bischof Bernwards im Dom zu Hildesheim. Mit 50 Farbbildern von Wolfgang Müller und 8 Schwarzweißabb. Freiburg, Herder 1990. 96 S., geb., DM 78,-.

Gerade auf Weihnachten hin lässt sich der sehr schöne Bildband über die Hildesheimer Bronzetüren gut verschenken. Denn die zentrale Verkündigungssicht der Reliefs handelt von der Menschwerdung Gottes. „Es ist die Vorstellung von einer prozeßhaften Inkarnation Christi in seiner Kirche. Danach war diese Menschwerdung bereits in der Schöpfung angelegt und verkündet. Am Menschgewordenen selbst vollendet sich die von Anfang an ergangene Verheißung.“ (96)

Die Bronzetüren, deren Bildprogramm auf Bernward, den Bischof von Hildesheim (ca. 960–1022), zurückgeht, sind eines der großen Denkmäler der abendländischen Kunst. Bischof Bernward, der Erzieher von Kaiser Otto III., verdankt seinen Aufstieg dem Kaisertum der sächsischen Ottonen. Er verfügte nicht nur über die nötigen Mittel, sondern er besaß die entsprechende theologische Bildung und den künstlerischen Sinn, Kunstwerke solchen Ranges in Auftrag zu geben, wie er es tat. Sein Bildprogramm weiß sich der patristischen, speziell der augustinischen Theologie stark verpflichtet.

Die Präsentation der Bronzetüren durch B. Gallistl steht prinzipiell in einer ähnlichen Perspektive. So war es naheliegend, auf Interpretamente, sei es jüdischer Herkunft oder der alten Kosmologie (H. Schade), weithin zu verzichten. Die typologischen Bezüge der einzelnen alt- und neutestamentlichen Bildszenen wurden hingegen ausführlich herausgearbeitet. Dem Bildgefüge ist gut ausgewähltes, vor allem patristisches und apokryphes Textmaterial beigegeben.

Bemerkenswerte Detailbeobachtungen bringen die Bildaussagen der Bronzetüren

dem Betrachter nahe. Dazu einige Beispiele. Die stillende Eva (41) lässt sich verstehen als „Urmutter aller kommenden plastischen Madonnen“ (40); die Hebamme bei der Geburtsszene (56) wirkt durch ihren Gestus (Unterstützen des Kinns mit dem Handrücken) wie eine messianische Seherin des Heidentums (vgl. die Sibylle von Cumae). Der antike Symbolkanon wird des öfteren zu Recht bemüht. Dankenswert ist der Hinweis bei der Szene von den drei Weisen, bei der einer von ihnen auf den Stern über dem Christkind deutet. „In dieser Geste verbirgt sich eine Anspielung auf die Weissagung des heidnischen Propheten Balaam vom aufgehenden ‚Stern aus Jakob‘ (Num 24,17), die nach Kirchenväterüberlieferung auch den Magiern bekannt war. Dieses Motiv stammt aus der Adamlegende“ (60). In ihr heißt es, daß Gott dem Adam Gold, Weihrauch und Myrrhe – Sinnbilder für das Königs-, Priester- und Prophetenamt – gab, die durch die drei Könige in die Hand des kommenden Messias zurückkehren sollten. (Vgl. 60/2)

Von der Szene der Darstellung Jesu im Tempel wird bei den Bronzetüren unmittelbar zur Szene des Verhörs Jesu vor Pilatus übergegangen. Anschließend kommt die Reliefsplatte von der Kreuzigung. „Das Heilskreuz erweist sich dergestalt als das neue ‚lignum vitae‘, der wiedergrünende Lebensbaum, den der Schöpfer einst in der Mitte des Paradieses gepflanzt hatte. Dieser Zusammenhang von Kreuzholz und Paradiesbaum ist auf unserem Bildpaar einmal in der Kreuzform des Baumes zwischen den Stammeltern angezeigt, zum zweiten aber besonders durch die Zweigknospen, die aus dem Kreuzbalken sprießen.“ (72)

Auf vieles kann hier in einer kurzen Rezension leider nicht eingegangen werden. Nur soviel läßt sich zusammenfassend sagen: Alles in allem ein sehr gutes Buch mit ausgezeichneten fotografischen Aufnahmen.

Paul Imhof SJ

*Thierry, Jean-Michel / Donabédian, Patrick: Armenische Kunst. 891 Illustrationen, darunter 186 vierfarb. Abb. (Ars Antiqua. Serie 4. Bd. I). Freiburg, Herder 1989. 626 S., Lw., DM 350,-.*

Armenien war das erste Land, das als Ganzes das Christentum angenommen und zur Staatsreligion erhoben hat. Nach dem Konzil von Chalkedon (451) bildeten die armenischen Christen seine eigene Nationalkirche der monophysitischen Richtung. Auf dem Gebiet der Kunst bewirkte das, daß die Armenier die göttliche Natur Christi mehr herausstellten als seine menschliche, dem Leiden unterworfen, und es lange Zeit vermieden, seine Passion darzustellen. Sie sublimierten diese über das Zeichen des Kreuzes. Es ist vor allem das Kreuz, das auf den Steinstelen, die überall aufgestellt wurden, zu sehen ist. Der Begriff „armenische Kunst“ beinhaltet nicht etwa die Kunst in Armeniens, sondern diejenige des armenischen Volkes. Geographisch ist Armenien nämlich eine sehr vage Einheit auf Grund der Wanderbewegungen dieses Volkes, das vom Balkan kommend, sich auf der weiten Hochebene, die den Taurus vom Kaukasus trennt, ansiedelte und von dem ein erheblicher Teil sodann wieder nach Westen, nach Kappadokien und nach Kilikien, zog, bevor es sich noch weiter zerstreute: nach Asien, nach Europa und schließlich nach Amerika. Geographisch umfaßt es heute das Gebiet, das zur UdSSR und zur Türkei gehört. Seine Bewohner erlebten abwechselnd Zeiten politischer, wirtschaftlicher und kultureller Blüte und Zeiten von Unterdrückung, Verfolgung, Zwangsdeportation und Vernichtung bis in unser Jahrhundert.

Ihren stärksten Ausdruck fand die Kunst Armeniens in Sakralbauten und deren Ausschmückung, wobei das Relief einen besonderen Platz einnimmt. Der Charakter dieser Werke ist von den einheimischen Steinen Basalt, Tuff und Lava geprägt. Schwerpunkte der vorliegenden Dokumentation sind Baukunst und Buchkunst. Am Beginn stehen schlichte, rechteckig-einräumige Kirchen, sowie dreischiffige Basiliken, bei denen als Stützen Pfeiler vorherrschen. Bereits bei frühen Bauten findet sich die außen polygonal ummantelte Apsis. Der Typ

der Kreuzkuppelkirche hat zu vielgestaltigen und kühnen, durch die Verwendung von Gußmauerwerk auch technisch brillanten Lösungen geführt. In der Skulptur ist die Rundplastik selten. Es dominiert die Technik des Flachreliefs mit biblischen Themen; arabischer Einfluß führte zur Ausbildung eines geometrischen Schmuck- und Flechtwerks, das Pflanzen- und Tiermotive einschloß. In allen älteren Kirchen gab es reiche Freskenzyklen, die aber wegen des sehr leichten Putzes heute bis auf kaum erkennbare Spuren verschwunden sind (eine Ausnahme davon bilden die Cherubim vom Lambat, 7. Jh.). Die meisten dieser Kirchen stehen in einsamen, gebirgigen Gegenden, viele seit langem leer und dem Verfall preisgegeben. Einige der im Buch gezeigten Kirchen wurden nach der fotografischen Dokumentation durch Erdbeben zerstört.

Mehr als 2000 Handschriften werden heute in öffentlichen Bibliotheken, in Ordensbibliotheken und in Privatbibliotheken aufbewahrt. Unter den illustrierten Handschriften machen die Evangelienbücher den weitaus größten Teil aus. Wenngleich byzantinische oder, in geringerem Maß auch italienische Einflüsse hinsichtlich Ikonographie und Stil festzustellen sind, bewahrte der Stil der Buchillustrationen Eigenständigkeit. Auswahl und Anordnung der Szene sind zu einer klaren, kraftvollen und eigenständigen Konzeption verarbeitet. Dabei lassen sich zwei Tendenzen erkennen: Abstraktion durch einen linearen Schematismus und das Spiel mit farblichen Kontrasten, sowie die Tendenz, die natürliche Umwelt durch pittoreske Details darzustellen. Es ist eine lineare Malerei, farbenfreudig und großflächig.

Der vorliegende Band besticht durch den immensen Reichtum der dokumentierten Kunstwerke und das Spektrum an Informationen über Religion, Geschichte und kunstgeschichtliche Entwicklungen. Die Autoren: Jean-Michel Thierry liest über armenische Kultur am Institut National des Langues et Cultures Orientales in Paris. Er hat viele der Stätten des historischen Armeniens selbst besucht. Patrick Donabéchian ist Kunsthistoriker und arbeitet in Paris und Leningrad. Das Thema dieses Buchs ist eingegrenzt auf einen Zeitraum

zwischen dem 4. und dem 18. Jahrhundert, obschon auch das eine oder andere frühere Werk angeführt wird, wenn es für das Verständnis späterer künstlerischer Schöpfungen von Bedeutung ist. Damit spannt sich der Bogen von der vorarabischen Zeit (4. Jh.) bis zur Inbesitznahme des Landes durch die Araber (8. Jh.) über den Höhepunkt der selbständigen armenischen Königreiche (9.–12. Jh.) und die Periode der Feudalherren (12.–15. Jh.) bis ins 18. Jahrhundert, in dem die eigenständige Kunst erlischt. Gezeigt wird auch die Kunst der Diaspora wie Polen, Italien oder Georgien. 186 Farbbilder von überragender Qualität, 330 mit Fotos und Grundrissen illustrierte Baudenkmäler (die fotografische Dokumentation umfaßt insgesamt 900 Abb.) vermitteln einen überwältigenden Eindruck vom Formenreichtum armenischer Kunst. Text und Bilder machen aus diesem Buch ein wissenschaftliches Standardwerk.

Vera Begel

*Glaser, Werner: Tempel und Teehaus in Japan.* Deutsch-Englisch. Pläne, 105 schwarzweiß, 10 farb. Abb., Basel, Birkhäuser 1988. Lw., DM 178,–.

Es liegt im Wesen des Zen-Buddhismus, daß es die Identität des Sakralen und Profanen betont. Diese enge Verknüpfung zwischen religiösem und kulturellem Bereich schuf Tempelanlagen vor bestechend klarer Übersichtlichkeit. Die entscheidende Regel heißt: Jedes Ding muß in Harmonie zu seiner Umgebung sein; es muß einfach sein und dabei hohe künstlerische und ästhetische Qualität haben, die den Geist der Einfachheit und Natürlichkeit des Zen-Buddhismus betont. Durch eine offene Grundrißgestaltung kann der Raum allen Bedürfnissen angepaßt werden. Er kann Wohn-, Meditations-, Versammlungsraum sein, Teehaus und Tempel in einem. Der Garten, Symbolisierung des Kosmos, wird in den Wohnraum einbezogen. Es gibt keine Abtrennung von Innen und Außen und doch findet sich überall auch Begrenzung: Die papierbespannten Schiebetüren ermöglichen es, den Garten entweder völlig mit dem Innenraum zu vereinen oder nur bestimmte Ausschnitte des Gartens in das Bild des Innenraums miteinzubeziehen.

Das lang vergriffene Standardwerk des Architekten Werner Glasers spiegelt die Erfahrung einer ersten Begegnung mit japanischer Architektur wieder. Er kam 1953 (vom Bauhaus und Mies van der Rohe beeinflußt) nach Japan und empfing dort Anregungen, die sein „Denken und Wollen wesentlich prägten“, wie er selbst im Vorwort zur Neuauflage sagt. Für sein eigenes Bauen wurde es bestimmd, daß „das Vorbildliche der Baukunst in der Baugesinnung, also im Geist, aus dem heraus das Werk selbst Gestalt gewinnt“, zu sehen ist. „Tempel und Teehaus in Japan“ erschien erstmals 1955. Im Vergleich zur damaligen Ausgabe sind die Bilder in der Neuauflage großformatiger und hie und da im Ausschnitt leicht verändert. Die ungewöhnlich schönen Schwarzweißaufnahmen zeugen von hoher fotografischer Qualität. Die zahlreichen Grundrisse wurden um einige Pläne erweitert, zehn Farbfotos kamen außerdem hinzu. Wiedergegeben werden Gebäude und Innenräume, die aus der Zeit zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert stammen. Sie zeigen Tempel, Teehäuser, Paläste und kaiserliche Villen aus Kyoto. W. Glaser gelingt es, auf höchst anschauliche Weise in Text und Bild zu zeigen, wie stark Architektur und Kult im alten Japan ineinander griffen und wie sehr das Bauen von einer geistigen Mitte her bestimmt war.

Vera Begel

*Falkner, Andreas/Imhof, Paul (Hgg.): Ignatius von Loyola und die Gesellschaft Jesu (1491–1556).* Mit 89 Farbbildern und 108 Schwarzweißabb., Würzburg, Echter 1990. 488 S., Ln. mit Schutzumschlag, im Schmuckschuber. Subskr. DM 98,– (später DM 128,–).

„Ignatius feiern“, unter diesem Motto steht das Jubiläumsjahr 1990/91 der Jesuiten zum 450. Jahrestag ihrer Gründung und des 500. Geburtstags des Ignatius von Loyola. Dieses Buch stellt die Person des Ignatius vor Augen: ein Paradigma für mögliche Wandlungen jedes Menschen – damals wie heute – und die Gestaltungswelt eines Ordens aus einer Gemeinschaft Gleichgesinnter.

Das biographisch geprägte *erste Kapitel* (17–78) spürt der vielschichtigen, faszinie-

renden Person des Iñigo von Loyola nach, der zum hl. Ignatius wurde. Die Überlegungen zu seiner Wandlung von H. Jürgens bilden in ihrer Reflexion auf den von Ignatius intendierten Exerzitienprozeß eine „Summa“. Die Exerzitien verbinden in ihrer maßgeschneiderten Anwendungsmöglichkeit das Damals mit dem immer wieder neuen Heute und Jetzt des jeweiligen Übenden. Sie helfen Gottes Willen zu finden. Die letzten Beiträge des ersten Teils, verfaßt von S. Kiechle und N. Lohfink, erinnern an das ignatianische Prinzip „agere contra“. Das heißt hier konkret: Aus der Liebe zu Jerusalem wie dem Heiligen Land und der Unmöglichkeit eines dauerhaften Wirkens dort ergab sich – aufgrund ihres Gelübdes vom Montmartre – die Umorientierung der ignatianischen Gefährten auf Rom und die besondere Verbindung zum Papst.

Parallel zur Rückbindung an den Stellvertreter Christi vollzog sich die Institutionalisierung der immer größer werdenden Gemeinschaft, die sich zum „Jesuitenorden“ entwickelte. Dies ist die Überschrift des *zweiten Kapitels* (79–198). Darin wird u.a. zur heute vielzitierten und vielfach mißverstandenen Papstklausel der Jesuiten Stellung genommen. Novum an diesem Orden waren, wie J. Stierli ausführt, das „Gott suchen in allen Dingen“, das die monastische Ordnung und Struktur der alten Orden neu be- und umgriff.

Das historisch umwälzende Ereignis „Reformation“ wird im *dritten Kapitel* „Erste Jesuiten in Deutschland“ (191–296) in verschiedenen Beiträgen und unter verschiedenen Rücksichten dargestellt. Die vermittelnde Rolle der Jesuiten in der reformatorischen Konfrontation klingt im Titel des Aufsatzes von A. Falkner an: „Die Aussage des Nächsten retten“.

Neu am Orden der Jesuiten waren auch die Kollegs- und Universitätsgründungen, die einen spezifisch jesuitischen Akzent der Ausbildung setzen, dem bis heute Aktualität und ein großes Maß an Reputation eignet. Das ganze *vierte Kapitel* ist dieser Thematik gewidmet (297–376).

Das *fünfte Kapitel* (377–470) stellt das Vermächtnis des Ignatius vor: Neben den „Satzungen“, der Verfassung des Ordens, werden nun besonders interessante oder

weiterwirkende Einzelaspekte des ignatianischen Lebenswerkes betrachtet. So führt D. Bertrand aus, daß die politische Bedeutung des Ignatius erst durch eine gezielte Auswertung seiner Korrespondenz erfaßt werden könne. Zwei Aspekte, die neben den reformationsgeschichtlichen Akzenten unter ökumenischer Rücksicht Bedeutung haben, finden sich im Kapitel „Das Testament“. Ignatius‘ theologisches Denken mußt nicht rein westlich an. Seine trinitarische Mystik und seine Beziehung zu den göttlichen Personen könnte auch von einem östlichen Theologen unterschrieben werden. Das Zweite ist dies: Durch sein Heimatland Spanien prägten sich muslimische Spuren seiner Spiritualität ein. Hinzu kommt seine Nichtausgrenzung der Juden aus dem Orden. Sie hob sich wohltuend vom sonst üblichen Usus der damaligen Zeit ab – wenn auch die Jesuiten später, bis heraus ins 20. Jahrhundert, diesbezüglich ihrem Ordensvater nicht ganz treu blieben.

Versuche ich, die Palette der Themen auf einen Nenner zu bringen, legen sich einige typisch ignatianische Maximen nahe.

„Contemplativus in actione“, dieser Gedanke zieht sich durch das ganze Buch mit seinen 38 Textbeiträgen von Jesuiten-Autoren. Wissenschaftlich wird dem geschichtlichen Werden des Ordens und der inneren Entwicklung des Gründers nachgespürt. Illustrative Kurztexte verstärken das Gesagte. Alles wird ergänzt und anschaulich gemacht durch mehr als 200 farbige bzw. schwarzweiße Abbildungen zum jeweils behandelten Thema. Stiche Dürers finden sich ebenso wie Gemälde von herrscherlichen und schönen Frauen Spaniens, Siegel ebenso wie Landschaften. Nicht wenige Bilder sind ungewohnt. Sie stellen Bezüge zum ignatianischen Umfeld her und situieren die Beiträge im zeitgeschichtlichen und kulturellen Kontext. Das Buch ist mit Zeittafel, Orts- und Sachregister ausgestattet.

Die jesuitische Grundintention „ad maiorem Dei gloriam“ – die logische Konsequenz des „Gott finden in allen Dingen“ – kommt beim Leser und Betrachter wohl an. Es ist zu hoffen, daß dies nicht nur ein frommer Wunsch für den Jesuitenorden zu seinem Jubiläum ist, sondern eine zeitlos gültige Haltung gerade für unsere Kirche – heute!

Maria Ottl